

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Josipovici, Gabriel  
**Moo Pak**

Aus dem Englischen von Jochen Schimmang.

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 1457  
978-3-518-22457-1

SV

Band 1457 der Bibliothek Suhrkamp



Gabriel Josipovici  
Moo Pak

Aus dem Englischen  
von Jochen Schimmang

Suhrkamp Verlag

Titel der 1994 bei Carcanet Press  
in Manchester erschienenen Originalausgabe:  
*Moo Pak*  
Copyright © Gabriel Josipovici 1994

© der deutschen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag Berlin 2010  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Satz Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Druck Druckhaus Nomos, Sinzheim  
Printed in Germany  
Erste Auflage 2010  
ISBN 978-3-518-22457-1

I 2 3 4 5 6 - 15 14 13 12 11 10

*Für meine Mutter*



*Ich da Schmerz.* Bertrand





Am Dienstag erhielt ich ein Briefchen von Jack Toledano, in dem er mich bat, ihn am selben Tag zur üblichen Zeit im Star and Garter in Putney zu treffen, schrieb Damien Anderson. Diese Briefchen kenne ich gut. Jack muß keine genaue Zeit angeben. Wenn ich nicht kommen kann, macht er sich allein auf den Weg, aber ich versuche immer, zu kommen, weil es nichts Besseres gibt als einen Spaziergang mit Jack Toledano. London ist ein Paradies für Spaziergänger, sagt er, aber man muß wissen, wohin man gehen will. Paris ist für den Flaneur, sagt er, aber London ist für den Spaziergänger. Der einzige Ort zum Denken ist der Schreibtisch, sagt er, der einzige Weg zum Reden ist ein Spaziergang. Vielleicht ist Denken das falsche Wort, sagt er, und ich meine eigentlich, daß der einzig mögliche Ort, an dem man etwas tun kann, das andere zum Denken bringt, der Platz am Schreibtisch mit einer Schreibmaschine darauf ist. Ich bin zum Denken ziemlich unfähig, sagt er, aber mit einer Schreibmaschine vor mir und einem schön dicken Stapel DIN A 4-Blätter rechts neben mir kann ich, wenn alles gut läuft, Denken simulieren und Denken stimulieren. Er verabscheut Computer. Sie sind, sagt er, die groteske Apotheose der berühmten Sentenz von Villiers de l'Isle-Adam, die heute so lauten müßte: »Schreiben? Das können unsere Computer für uns tun.« Die Leute versuchen ständig mich dazu zu überreden, daß ich meine Schreibmaschine abschaffe und mir dafür einen Apple oder einen Mackintosh oder einen Toffee oder

irgend so etwas anschaffe, sagte er, als wir im vergangenen Juli durch Hampstead Heath gingen. Sie versuchen mich davon zu überzeugen, daß ich mit einem von diesen Apparaten nie mehr an den Anfang der Seite zurück muß, wenn ich einen Fehler gemacht habe, daß ich ganz einfach das fehlerhafte Wort oder den fehlerhaften Satz löschen und einen neuen und besseren dafür einsetzen kann. Sie begreifen nicht, sagte er, daß ich nichts mehr liebe, als eine neue Seite in die Maschine einzuspannen und von vorn anzufangen. Genaugenommen, sagte er, ist dies das einzige, was ich am Schreiben mag, alles andere ist Schinderei und Qual. Sie begreifen nicht, sagte er, daß es für mich so furchterregend und schrecklich ist, ein weißes Blatt mit den ersten Wörtern zu bedecken, daß ich überhaupt nur dazu in der Lage bin, weil die Alternative noch schrecklicher ist. Es gibt bestimmt bessere Wege, damit umzugehen, sagte er an jenem Tag in Hampstead Heath, aber unglücklicherweise habe ich sie nie entdeckt. Deshalb, sagte er, ist es so eine Freude, ein weißes Blatt in die Maschine einzuspannen und dann einfach abzuschreiben, was ich schon geschrieben habe, mit Ausnahme des fehlerhaften Wortes, des fehlerhaften Satzes. Bei meiner Art zu arbeiten, sagte er, und ich muß Ihnen zustimmen, wenn Sie sagen, daß sie idiotisch sei, glauben Sie mir, ich habe andere Methoden ausprobiert, aber dies scheint diejenige zu sein, die zu mir paßt, bei meiner Art zu arbeiten ist der einzige Moment, in dem die Arbeit überhaupt erträglich ist, der, in dem ich wieder oben auf der Seite anfangen und einfach abschreiben muß, was ich schon geschrieben habe, außer dem fehlerhaften Wort, dem fehlerhaften Satz. Es ist merkwürdig, wie gebieterisch das sein

kann, was man gerade unter den größten Zweifeln und Bedenken hingeschrieben hat, wenn es erst einmal getippt auf der Seite vor einem zu lesen steht, sagte er. Aber wenn ich das Leuten zu erklären versuche, die mich zum Gebrauch eines Apple oder Mackintosh überreden wollen, sagte er, schauen sie mich an, als sei ich verrückt. Sie haben offenkundig mehr Selbstbewußtsein als ich, sagte er, sie wissen offenkundig viel besser als ich, was sie sagen wollen, und sie können das in ihre Toffees oder Apples oder was auch immer eintippen und dabei zusehen, wie das alles auf dem Bildschirm erscheint. Man kann mit den Sätzen spielen, sagen sie, man kann einfach dasitzen und mit den Wörtern und Sätzen spielen. Aber ich will nicht mit den Wörtern und den Sätzen spielen, sagte er, wenn ich erst einmal anfangen, mit den Wörtern und den Sätzen zu spielen, werde ich überhaupt nicht mehr vorwärtskommen und werde immer unsicherer werden, welche von den vielen Möglichkeiten die beste für mich ist, und dann werde ich immer unsicherer werden, was das beste überhaupt bedeutet und was ich ganz am Anfang überhaupt vorhatte, und werde am Ende vermutlich vor Wut und Verzweiflung den Bildschirm eintreten. Darum habe ich es aufgegeben, mit der Hand zu schreiben, sagte er an jenem Tag in Hampstead Heath, darum bin ich zur Schreibmaschine übergegangen. In der Zeit, als ich noch mit der Hand schrieb, sagte er, habe ich ganze Tage damit verbracht, mit einem Satz oder auch mit einem Absatz zu spielen, indem ich ihn um und um wendete, und wenn ich endlich so weit war, daß er klang, wie ich es mir vorgestellt hatte, war es gewöhnlich spät geworden, und ich war erschöpft und legte alles beiseite in dem erfreulichen Gefühl,

daß zwar nur wenig vollbracht sei, dafür aber etwas Wichtiges. Aber wenn ich es mir am nächsten Tag anschaute, sagte er, sah ich, daß alles falsch und unbeholfen und unzusammenhängend war und daß allein die Erschöpfung mich am Tag zuvor hatte glauben lassen, ich hätte etwas erreicht. Also fing ich wieder von vorn an und hatte am Ende des Tages das Gefühl, daß ich zwar nicht sehr weit gekommen sei, aber wenigstens doch bis zu einem gewissen Punkt, nur um am nächsten Tag zu sehen, daß, und immer so weiter. Darum habe ich aufgehört, mit der Hand zu schreiben und Maschineschreiben gelernt, sagte er. Mit einer Schreibmaschine muß man weitermachen, man muß weitertippen, und das war meine Rettung. Wenn ich jetzt zum Computer wechseln würde, sagte er, wäre ich wieder da, wo ich angefangen habe. Ich würde den Tag damit verbringen, Wörter und Sätze hin- und herzuschieben und niemals über den ersten Absatz hinauskommen. Was ich früh erkannt habe, sagte er, war, daß ich nur durch Weitermachen herausfinden konnte, was ich eigentlich sagen wollte, was ich eigentlich machen wollte. Wenn ich im ersten Absatz hängenbliebe, sagte er, würde es nie besser werden und ich würde nie herausfinden, wie es besser werden könnte. Erst der letzte Absatz kann uns verraten, ob der erste Absatz richtig war, sagte er, erst das letzte Wort kann dem ersten Sinn verleihen. Es gibt kein *mot juste*, sagte er, jedenfalls nicht, solange nicht das ganze Buch mehr oder weniger *juste* ist. Die Suche nach dem *mot juste*, sagte er, führt zu Weitschweifigkeit und Langeweile und zur fürchterlichen Wucherung von Adjektiven. Das Adjektiv, sagte er, ist der größte Feind des Schriftstellers. Menschen, die weder schreiben noch denken können und

sich trotzdem einbilden, daß sie die Literatur lieben, sind verliebt in Adjektive, sagte er, für sie ist Literatur gleichbedeutend mit Adjektiven, sie verbringen ihr ganzes Leben in einem Schaumbad voller Adjektive. Ich dagegen kann kein Buch lesen, das mit Adjektiven vollgestopft ist, sagte er. Sie machen mich buchstäblich krank, sagte er. Die Adjektive und die ganzen anderen *mots justes* bleiben mir im Hals stecken, und ich möchte mich übergeben. Das hat gar nichts mit Geschmack zu tun, sagte er, sondern mit Metabolismus und Physiologie. Wenigstens stehe ich damit nicht allein, sagte er. Die besten Schriftsteller wissen, daß Adjektive der Tod der Erzählung sind. Deshalb schreibt Raymond Chandler nicht: »Ich betrat das Zimmer. Auf dem Boden lag ein dicker Teppich aus etc. etc., der etc., etc. etc.« Statt dessen schreibt er: »Ich betrat das Zimmer. Der Teppich kitzelte an meinen Knöcheln.« Seine alte Olympia, die er vor beinahe dreißig Jahren gebraucht gekauft hatte und auf der er seitdem geschrieben hat, habe anscheinend vor einigen Jahren ihren Geist aufgeben wollen, sagte Jack, und er habe beschlossen, daß es jetzt Zeit für eine elektronische Schreibmaschine sei. Der Mann im Laden zeigte mir diese ganzen Modelle, sagte er, und ich stellte ihm nur eine Frage: Ist sie leise? Ich erzählte ihm, daß ich bei der Arbeit absolute Ruhe brauchte und mich das Summen einer elektrischen Maschine wahnsinnig machen würde, sagte er. Er versicherte mir, das Modell, das er mir anbot, sei das leiseste, das jemals hergestellt worden sei, und er schaltete es ein, damit ich es selbst hören konnte. Und es stimmte, sagte er, in dem Laden schien sie nicht das geringste Geräusch zu machen. Aber sobald ich sie nach Hause gebracht, in meinem Arbeitszimmer aufge-

stellt und mich zur Arbeit hingesezt hatte, sagte Jack, registrierte ich, vermutlich, weil mein Arbeitszimmer viel ruhiger ist als dieser Schreibmaschinenladen, ein leises Summen, das begann, sobald ich die Maschine einschaltete, und verstummte, sobald ich sie ausschaltete. Über mehrere Wochen versuchte ich, dieses Summen zu ignorieren, sagte er an jenem Tag auf Hampstead Heath, aber schließlich mußte ich mir eingestehen, daß ich es immer hören würde und daß ich absolut nicht das Geringste würde arbeiten können, solange es andauerte. Die Maschine summt nicht nur, sagte er, es leuchtet auch ein rotes Licht auf, wenn ich sie einschaltete, und wann immer ich innehielt und darüber nachdenken wollte, wie ich weitermachen sollte, bemerkte ich, wie mich dieses rote Licht vorwurfsvoll anleuchtete und mich daran erinnerte, daß meine Arbeit zum Stillstand gekommen war. Ich begann dieses rote Licht zu hassen, sagte er, ich begann es zu fürchten. Zuerst versuchte ich weiterzumachen und es zu ignorieren, weil ich wußte, daß ich es wahrnehmen würde, sobald ich innehielt, und völlig unfähig wäre, weiterzumachen, aber natürlich registrierte ich es auch unterschwellig, wenn ich weitermachte, so daß meine Tage damit vergingen, gegen die Wahrnehmung dieses roten Lichts zu kämpfen, und meine Arbeit naturgemäß darunter litt. Ich war immer mehr als erleichtert, sagte er, wenn ich die Maschine ausschaltete und wußte, daß das rote Licht nicht länger leuchten würde. Dann versuchte ich das Licht mit Klebeband abzudecken, sagte er, und ich versuchte, das Summen wegzusperren, indem ich mir Ohropax in die Ohren stopfte, aber ich war mir immer der Tatsache bewußt, daß unter dem Klebeband das Licht leuchtete, und merkte, daß es mir mit

Ohropax in den Ohren völlig unmöglich war, zwei vernünftige Sätze hintereinander zu schreiben. Zu guter Letzt, sagte er, brachte ich die Maschine zurück in den Laden und holte dafür meine alte Olympia wieder und bin damit bis heute ausgekommen, so holprig und altersschwach sie auch ist. Oft habe er versucht, sagt er, nachdem er gewohnheitsmäßig angefangen habe, mit der Schreibmaschine zu arbeiten, mit einem Füller oder Bleistift zu schreiben, weil er der Ansicht gewesen sei, daß man unter allen denkbaren persönlichen Umständen schreiben können müsse, aber das sei nie gut gewesen. Wenn man einen Füller in der Hand hält und die Buchstaben niederschreibt, sagt er, ist man dem eigenen Körper zu nah, und die Buchstaben geraten bald zu Kritzeleien, die Worte wollen sich nicht einfinden, und der Rhythmus, der fürs Schreiben so unerläßlich ist, verläßt einen. Nur eine altmodische mechanische Schreibmaschine befriedigt meine Bedürfnisse, sagt er, nur ein solches Werkzeug verschafft mir die nötige Distanz und den nötigen Rhythmus für das, was ich tun will. Der Computer und der Füller, sagte er, sind gleichzeitig zu weit weg und zu nah, und man hat nie das Gefühl, daß man vorankommt, so wie man sich fühlt, wenn man eine Seite aus der Schreibmaschine zieht und sie neben sich auf all die anderen Seiten legt, die man schon geschrieben hat, und dann eine neue einspannt und anfängt, auch diese vollzuschreiben. Schreiben, sagt er, ist sowohl ein Mittel, sich selbst zu entkommen, als auch ein Mittel der Entdeckung. Man kann nichts entdecken, wenn man nicht losläßt, sagt er, und weder der Computer noch der Füller erlauben es einem loszulassen. Als Borges sehr alt war, kam er nach London, sagte er, als



wir eines Tages im letzten Frühjahr durch Kew Gardens streiften, und beantwortete im ICA auf einer öffentlichen Veranstaltung Fragen. Die Fragen mußten vorher schriftlich formuliert und eingereicht werden, so daß man sie Borges vorlesen und er entscheiden konnte, welche er beantworten wollte. Eine der Fragen lautete, warum er nie über Frauen schreibe und ob dies bedeute, daß er nie über sie nachdächte. Im Gegenteil, antwortete Borges, er denke ununterbrochen über sie nach, in der Tat schreibe er, sagte er, um nicht mehr über sie nachdenken zu müssen. Aus diesem Grund sind ein Füller oder ein Computer völlig nutzlos, sagte Jack Toledano an jenem Tag auf Hampstead Heath, mit einem Füller oder einem Computer kann man sich selbst und den eigenen Phantasien nicht entkommen, und warum schreibt man denn, wenn nicht, um dem Gefängnis des eigenen Selbst und dessen Banalitäten zu entkommen? Füller sind etwas für viktorianische Romanciers, sagte er, und Computer sind etwas für verspielte Postmodernisten. Aber wenn ich überhaupt irgend etwas bin, sagte er, dann ein Modernist und weder ein sentimentaler Viktorianer, der seinen Phantasien freien Lauf läßt und sie in absurde und melodramatische Plots verpackt, noch ein sentimentaler und zynischer Postmodernist, der uns den Eindruck zu vermitteln versucht, daß er keine Gefühle hat, sondern nur mit allen möglichen Traditionen spielen und seinesgleichen beeindrucken und den Geldsack von Verleger zufriedenstellen möchte, der ihm einen lächerlich hohen Vorschuß gegeben hat, und der all das brennend gern tun, aber natürlich gleichzeitig ein Buch schreiben möchte, für das ihn die Welt liebt und mit Lorbeer kränzt. Für meine Zwecke aber, sagte er, ist die Schreibmaschine,

die altmodische mechanische Schreibmaschine, das einzig mögliche Werkzeug. Die mechanische Schreibmaschine, sagte er an jenem Tag auf Hampstead Heath, ist eine der größten Erfindungen des menschlichen Geistes, wie das Fahrrad, das etwa zur gleichen Zeit erfunden wurde. Er sei als Junge sehr viel Fahrrad gefahren, sagte er, und ebenso als junger Mann. Aber das Fahrradfahren ist etwas für Studenten und Liebende, sagte er, es ist etwas für diejenigen, die sich alles, was sie einander sagen wollten, schon in der Nacht gesagt haben und nun bloß gemeinsam Kirchen besichtigen und gemeinsam müde werden und schließlich gemeinsam in unbekanntem Gasthäusern landen wollen. Das Gehen ist dagegen etwas für Freunde, sagte er. Wir sind zusammen über Hampstead Heath und Wimbledon Common gegangen, durch den Hyde Park und Kensington Gardens, durch Holland Park und Battersea Park, am Fluß entlang von Putney nach Kew und am Fluß entlang von der Festival Hall bis zur Tower Bridge, am Kanal entlang von Limehouse bis Regent's Park (wobei wir kurz auch Islington berührten), sind in Greenwich und Richmond Park und im Epping Forest zusammen gegangen. Man kann nirgends besser miteinander sprechen, sagt er, als wenn man durch einen Londoner Park oder über Londoner Heide geht, denn dort muß man nicht ständig auf Karten sehen, wie man's tun muß, wenn man in Schottland oder auf dem Offa's Dyke-Weg wandert, und man muß sich nicht mit mitgeführten Nahrungsmitteln und Wasser belasten, man kann einfach so losgehen, und wenn man eine Pause braucht, gibt es überall Bänke, so daß man sich nicht ins Gras setzen muß und die Hose naß wird oder einem schließlich Ameisen die Beine hochkrab-

beln und einen an Stellen beißen, an die man schwer herankommt. Gleichzeitig, sagt er, kann man, anders als bei der Bummelei, auf die man in Städten wie Paris oder New York beschränkt ist, in den Londoner Parks oder auf einer Londoner Heide in einem passablen Tempo gehen, in einem Tempo, das das Blut in Fluß hält, und es gibt nichts, was einem guten Gespräch zuträglicher wäre als ein gesunder Blutfluß in den Adern und ein angemessenes Gehtempo. Nietzsche hat es vielleicht übertrieben, sagt er, wie er alles übertrieben hat, mit seinem Beharren darauf, daß die einzigen Gedanken, die es wert seien, bewahrt zu werden, diejenigen sind, die beim Gehen kommen, und mit seiner Überzeugung, der Fehler von Descartes und Kant sei der gewesen, daß sie niemals ihren Hintern hochbekommen hätten. Ich persönlich, sagt Jack, weiß nicht, was es bedeutet zu denken, aber ich weiß, daß der einzige Weg, andere zum Denken zu bringen, für mich der ist, an meinem Schreibtisch vor meiner Schreibmaschine zu sitzen, und der einzige Weg, um reden zu können, das Gehen. Ein angemessenes Gespräch, sagt er, sollte mit beflügeltten Worten geführt werden, Worten, die aus dem Mund des einen Sprechers direkt ins Herz des anderen fliegen, Worten jedoch, die so leicht sind, daß sie bald weiterfliegen und für immer entschwinden. Wir formen nicht erst einen Gedanken und feilen ihn dann aus, um ihn schließlich zu äußern, sagte er. Wenn wir das täten, würden wir nie dahin kommen, etwas zu sagen. Wir lassen ihn schweben, sagt er, und manchmal entsteht in seinem Sog etwas Brauchbares und manchmal nicht. Das macht die Diskussionen nach einer Vorlesung so unsagbar quälend, sagt er, denn jeder ist schon lange damit beschäftigt

gewesen, seine Fragen zu formulieren, bevor er sie schließlich stellen kann, wogegen im alltäglichen Leben zwischen dem Bedürfnis, eine Frage zu stellen, und der Frage selbst zeitlich keine Lücke klafft. Besser ist es, wenn Freunde zusammen am Tisch sitzen oder sich in Armsesseln räkeln, sagt er. Die Vertrautheit mit dem Raum und die Tatsache, daß sie einander schon lange kennen, sagt er, sind die Faktoren, die das Gespräch im Fluß halten. Sie sind Freunde, sagt er, weil sie vieles gemeinsam haben, Prämissen stillschweigend teilen, und weil sie vieles gemeinsam haben, können sie ein echtes Gespräch führen, während der Vortragende und seine Zuhörer keine Prämissen teilen, was dazu führt, daß sie einander immer mißverstehen werden. Aber besser, als am Tisch zu sitzen oder in einem vertrauten Raum, sagt er, ist ein gemeinsamer Gang im Freien, in einer verhältnismäßig flachen Landschaft. Wenn zwei Freunde draußen gehen, sagt er, und einer von beiden sagt etwas, auf das der andere nicht eingehen möchte, oder stellt eine Frage, auf die der andere keine Antwort hat, dann ist das anschließende Schweigen kein *lastendes* Schweigen, es ist kein *aggressives* Schweigen, es ist kein *peinliches* Schweigen, denn der Rhythmus des Gehens nimmt die Frage in sich auf, und das Schweigen hört auf, ein Schweigen der *Leere* zu sein, es hört auf, ein Schweigen der *Negation* zu sein, und wird statt dessen ein *aktives* Schweigen, ein *lebendiges* Schweigen, weil die Frage sich im Körper des Fragers wie des Befragten ausbreitet und nach und nach durch den Rhythmus des Gehens verändert wird, bis sie schließlich beantwortet wird, vielleicht durch eine weitere Frage, vielleicht durch eine Geschichte, vielleicht durch irgendeine Art von Erläuterung. Zwei Men-

schen können nicht zusammen gehen und einander zürnen, sagt er. Wenn sie zürnen, gehen sie nicht wirklich miteinander, jeder geht allein, obwohl sie Seite an Seite gehen. Solche einsamen Paare kann man oft beobachten, sagt er, und in der Regel sind es Sexualpartner, manchmal Eltern und Kinder, fast nie Freunde. Freundschaft ist der kostbarste Besitz, sagt er, denn Freundschaft verlangt nichts und stellt keine Ansprüche. Am besten in der Freundschaft sind jene, sagt er, deren tiefste Bedürfnisse schon an anderer Stelle befriedigt worden sind, durch ihre Sexualpartner oder ihre Arbeit oder ihre Kinder. Das ist das einzige Gebiet, auf dem ich nicht mit Proust übereinstimme, sagt er, daß er sich gezwungen sieht, die Bedeutung der Freundschaft und des Gesprächs mit Freunden derart herabzusetzen, um der Einsamkeit, dem sexuellen Verlangen und der Kunst ihr wahres Gewicht beimessen zu können. Natürlich gibt es Situationen, sagt er, in denen Proust recht hat. Wir kennen alle Beispiele von Mochtegerschriftstellern, die ihre ganze Zeit mit Reden vergeuden und nichts zustande bringen. Aber ich gehe davon aus, daß in diesen Fällen auch die Einsamkeit nichts hervorgebracht hätte, und ich gehe weiter davon aus, daß sie in den Situationen, die Proust so sehr mißbilligt, mit der Entschuldigung, daß jemand anderes dabei ist, in Wahrheit mit sich selber sprechen. Ich gehe auch davon aus, sagt er, trotz der wundervollen Schilderungen seiner Kindheitsspaziergänge – und diese Schilderungen sind niemals übertroffen worden –, daß Proust als Erwachsener nicht ein einziges Mal mit einem Freund zusammen spazierengegangen ist. Wenn er es getan hätte, sagt er, hätte er nicht gesagt, was er gesagt hat, denn es gibt nichts Anregenderes als